

## Betrachtung zum Sonntagsevangelium Joh 9,1-41:

Liebe Schwestern und Brüder,

das Corona-Virus hat uns fest im Griff. Die Bemühungen, diese Krankheit, die uns so dämonisch vorkommt, weil wir immer noch zu wenig von ihr wissen, beansprucht unser Denken und Handeln. Viele Menschen in unserem Land kommen dabei an ihre Belastungsgrenze. Das gilt für die, die sich infiziert haben, für ihre Angehörigen, die Ärzte und Pfleger in den Krankenhäusern im Besonderen. Das gilt aber auch für alle, die mit dieser Krankheit konfrontiert sind, die keine unmittelbare Berührung mit der Krankheit haben, aber dadurch im Moment in ihrer Bewegungsfreiheit eingeschränkt sind, die sich Sorgen und Gedanken machen um ihre Gesundheit. Da gibt es aber auch die, die spekulieren, wie diese Krankheit entstanden ist, welche Wege es für die Verbreitung gibt, wie man diese Krankheit stoppen kann. Mit Krankheit und Heilung beschäftigt sich auch das Evangelium, das heute uns die Liturgie des 4. Fastensonntags vorliegt. Gleich zu Beginn kommen die Jünger mit einer recht eigentümlichen Frage: „Rabbi, wer hat gesündigt? Er selbst oder seine Eltern, sodass er blind geboren wurde?“ Eigentümlich ist die Frage aber nur auf den ersten Blick. Auf den zweiten Blick erkennen wir eine andere Frage: „Gibt es eine moralische Schuld für Krankheit?“ Und diese Frage ist gar nicht so selten: „Hat er sich falsch ernährt, zu viel geraucht, zu viel Alkohol getrunken, hat sie sich zu wenig bewegt, ist er ins falsche Land gereist?“ Die Liste ließe sich noch fortsetzen.

Das Evangelium wehrt sich gleich zu Beginn gegen eine solche Fragestellung. Jesus sagt es sofort: „Das Werk Gottes soll an ihm offenbar werden!“ Nein, Krankheit ist keine Strafe Gottes für schlechte Taten und sie sind auch keine Rache der Natur gegen den Menschen, der sich auf der Welt immer breiter macht, wie einige jetzt sagen. Man kann sich zwar gegen Krankheiten wappnen, indem man gesund lebt, aber wirklich gefeit dagegen ist man nicht. Krankheiten und Gebrechen sind einfach da, sie gehören zum Leben dazu, ob es uns passt oder nicht. Was Krankheiten uns zeigen, ist wie zerbrechlich und wie verletzlich wir Menschen sind. Henri J.M. Nouwen sagt es: „Jesus erlaubt uns nicht, unsere eigenen Probleme oder diejenigen anderer mit Schuldzuweisungen zu erklären. Seine Herausforderung besteht darin, mitten in unserer Finsternis das Licht Gottes zu erkennen. Aus der Sicht Jesu kann alles, selbst die größte Tragödie, zum Anlass werden, dass sich Gottes Wirken offenbart.“ (aus: Henri Nouwen, Jesus. Eine Botschaft, die Liebe ist. Freiburg 2008.)

Denn in Jesus, seinem Sohn, nimmt Gott die Verletzlichkeit und Zerbrechlichkeit des Menschen. In ihm zeigt er sich, als derjenige, der unsere Krankheiten mitträgt und mitleidet, in Jesus zeigt er sich aber auch derjenige, der Arzt sein will.

Im Evangelium macht er aus Speichel und aus Erde eine Salbe und strich sie dem Blinden auf die Augen. Eine Art, die uns heute recht merkwürdig vorkommt, wollen wir uns doch gerade vor einer Tröpfcheninfektion durch Speichel schützen, indem wir Abstand voneinander halten und körperliche Sozialkontakte einschränken. Doch bei näherem Hinsehen hat diese Arznei Jesu es in sich. Der Speichel steht für den Lebenssaft, der von Jesus kommt, und der uns tatsächlich heilen kann, wie eine lebendige Quelle, aus der das Leben strömt. So betont es der Heilige Chrysostomus. Die Erde steht für den Schöpfungsakt Gottes und für die Erfahrung, die wir Menschen machen, dass wir von der Erde sind. Gott ist es dann auch, der heilt und heiligt. Denn mit der körperlichen Heilung geht eine seelische Gesundung. Denn Leib und Seele gehören ja zusammen. Aber gesunden musste im Evangelium nicht nur der Blindgeborene. Gesunden mussten auch die anderen, die Jünger vorneweg und die Eltern und die Pharisäer. Der ganze Konflikt, der im Nachgang zu dieser Heilung erzählt wird, dreht sich um die Frage: Trauen die Menschen Jesus zu, dass er sie heilen und heiligen kann? Diese Frage gilt auch uns heute – gerade in dieser unsicheren Situation. Trauen wir Jesus und damit Gott zu, dass er da ist, dass er uns nicht verlässt? Trauen wir ihm zu, dass er uns nahe ist an Leib und Seele? Gerade jetzt brauchen wir doch jene Nähe besonders. Jetzt wo wir auf körperlichen Abstand gehen zu unseren Mitmenschen, um sie vor Krankheit zu schützen, da brauche ich die Nähe Gottes.

Der Blindgeborene im Evangelium findet ganz am Ende Jesus wieder, weil er sich nicht hat verwirren lassen. Er ist jetzt der wirklich Sehende. Er findet in Jesus den Arzt für seine Seele und die Arznei des Glaubens. Ich bin mir sicher, dass viele in der Kirche gerade in der Krise neue Formen dieser Arznei des Glaubens finden und Gott als Heiland zu verkünden und zu bezeugen – neue Formen der Arznei der Liebe und Zuneigung, neue Formen der Arznei der Auseinandersetzungen, neue Formen der Arznei des Gebets und neue Formen der Arznei der Solidarität und eine neue Form der Arznei der Vergebung. Wie las ich dieser Tage sinngemäß in der Zeitschrift „Christ in der Gegenwart (12/2020: Andrea Riedl, S. 126)“: Diese Formen der Arznei gibt es ganz ohne Rezept, einfach auf Verdacht und .... auf Vorrat. Amen.